

Pfefferminzhimmel

Der Autor

Alfred Roesler-Kleint, geboren 1949 in Westfalen, kam in den fünfziger Jahren nach Berlin. Er studierte an der Humboldt-Universität, wurde Kulturredakteur und schlug sich als Abtrünniger des DDR-Fernsehens mit Veröffentlichungen unter falschen Namen durch. Er textete das legendäre Album CASABLANCA der Rockband CITY und lieferte einen vom Schauspieler Tobias Langhoff verlesenen Redebeitrag zur Alexanderplatz-Demo am 4. November 1989. Er kehrte zum Deutschen Fernsehfunke in Adlershof zurück, um ein reformiertes, staatsfernes Medium auf den Weg zu bringen, was sich als Illusion erwies. Als freier Autor schreibt er Drehbücher (u. a. die Usedom-Krimis) und Gedichte, von denen viele Songtexte wurden.

Alfred Roesler-Kleint

Pfefferminzhimmel

ROMAN

VERLAG AM PARK

PROLOG

Im Land genannt die DDR - August 1980

»Rat mal, womit ich schmeiße, mit Sand oder Scheiße?«, rief der Zwerg mit der roten Kapuze. Der Zwerg war sechs Jahre alt und sein Sohn. Der Spruch stammte aus dem Kindergarten und die Scheiße von einem Vogel, den sie Emma nannten. Sie waren am Meer, und die Möwe Emma putzte sich jeden Morgen auf dem Fensterbrett. Sie fütterten sie mit trockenen Brötchen vom Frühstück.

»Wehe!«, rief er. Da kam schon die Handvoll feuchter Sand geflogen.

Bis zum Abend sammelten sie Schätze. Eine Feder, zwei Muscheln, eine Bierglasscherbe, die sie zu Bernstein erklärten. Und ein Stück Treibholz, das von einem Piratenschiff stammen musste.

»Gibt's in Kanada Piraten?«, fragte der Junge.

Sie einigten sich darauf, dass es böse und gute Piraten gäbe. Die bösen wären aber ausgestorben. Sonst würde sich ja niemand nach Kanada trauen.

Auf der Heimfahrt im Zug legte der Junge den Kopf auf seinen Schoß und schlief. Er wollte ihn nicht wecken, deshalb sah er ihn nur an. Die feinen Augenbrauen. Die langen Wimpern. Die vom Seewind geröteten Wangen.

So wird es niemals wieder werden, dachte er.

Der Flug ging um zehn. Von Schönefeld nach Prag. Von da weiter nach Vancouver. Er umarmte Eva ein letztes Mal.

»Du wirst mich nicht los«, sagte er und war sich nicht sicher, ob sie das als Drohung oder als Versprechen nahm.

Er trug den schwersten Koffer und hielt seinen Jungen so lange an der Hand, bis er am Check-in zurückbleiben musste. Vom Besucherdeck aus sah er sie einsteigen. Seine Ex-Frau, den Jungen und den Kanadier, der die beiden entführte und sein Nachfolger war. Sie gingen die Gangway hinauf, blieben stehen und winkten. Das war der Moment fürs letzte Foto. Er drückte auf den Auslöser.

Das Flugzeug hob ab, und ihm war, als hätte er seine Liebsten auf eine Reise zu einem fernen, unerreichbaren Stern geschickt, von dem es keine Rückkehr gab. Er würde sie nicht wiedersehen. Oder erst, wenn er steinalt wäre. Vielleicht würde er sogar darüber sterben.

Die Wohnung war still. Im Kinderzimmer lag Spielzeug, das nicht ins Gepäck gepasst hatte. Er drapierte damit die Fensterbank. So sollte es bleiben. Nichts würde je verändert werden. Im abgedunkelten Bad nahm er den Film aus der Kamera und füllte Entwickler in die Dose.

If I could save time in a bottle

1

»Een einzelnen Appel jibtet bei mir nich!«, hatte die Verkäuferin sie belehrt, als sie im Gemüseladen standen. »Bloß im Kilo.«

Die Äpfel waren rot und golden gewesen. Das einzige Obst zwischen Möhren und Kartoffeln. Eva hatte der Frau ein Fünzigpfennigstück hingelegt. Das sei ihr letztes Geld, und der eine Apfel wäre damit sicher gut bezahlt. Die Verkäuferin hatte das Pärchen genauer angesehen. Den dünnen Hänfling. Die Kupferblonde mit den Sommersprossen. Sie hatte ihnen den Apfel geschenkt. Aus Mitleid. Oder weil ihre empfindsame Seele die Schwingungen wahrgenommen hatte, die um das Pärchen waberten. Die zwei waren eindeutig verliebt.

Den Apfel aßen sie im Park. Sie saßen auf dem Rasen, und einer ließ den anderen abbeißen. Jedes Mal ein kleines Stück, damit sie lange etwas davon hatten. Zum Schluss nagten sie das Kerngehäuse ab, und Eva verschlang den Griebs mit einem einzigen Happs.

»Daran kann man ersticken!«

»Ich bin doch nicht Schneewittchen«, sagte sie, und er wusste wieder etwas mehr von ihr.

Es war ihr zweiter Tag, und eigentlich war noch nichts geschehen. Verstanden hatten sie sich von der ersten Sekunde an. Das war bei einer Party in der Wohnung der

Mutter eines Schauspielersohns. Im Trubel schöner und gescheiter Sprösslinge von Buchautoren, Kunstmalern und Philosophiedozenten, die sich mit Pfirsichbowle volllaufen ließen und ungemein wichtige Dinge zu bereden hatten. »Böll ist eben ein Erzähler und Brecht ein Verfremder.«

Er hätte durchaus etwas zu Heinrich Böll und Bertolt Brecht beisteuern können. Doch er war nur zufällig hierher geraten, und seine eigenen Erfahrungen boten wenig intellektuellen Plauderstoff. In anderthalb vergeudeten Wehrpflichtjahren hatte er das Morsealphabet gelernt und in der Zeit vorm Studium Elektromotore in elektrische Schreibmaschinen geschraubt. Wen hätte er damit in einem Raum voll inspirierter und vom Glück geküsster junger Menschen beeindrucken können? »Langweilst du dich auch so?«, hatte eine sanfte Stimme gefragt.

Er hatte Eva zur Bahn gebracht und war mit ihr bis an den Rand der Stadt gefahren. Sie waren durch die Nacht bis zu einer lichtlosen Kleingartensiedlung gelaufen und hatten ununterbrochen miteinander geredet. An der Bushaltestelle hatte ein weißhaariger älterer Herr mit einer Taschenlampe auf Eva gewartet.

Eva war bei ihren Großeltern aufgewachsen. Sie trug Kleider, die ihre Oma nähte, und sie bekam zum Start in die Pubertät eine Brille verschrieben, die ihr Opa für sie aussuchte. Sie hielt sich für hässlich, was sie nicht war. Und sie freute sich auf jeden Winter. Da wurden die Sommersprossen blasser. Wenn Eva verlegen wurde, knabberte sie an den Fingernägeln. Und sie wurde oft verlegen. Nur wenn der Musiklehrer den Deckel des Klaviers aufklappte, setzte sie sich kerzengerade.

»Und jetzt noch ein Zuckerchen!«

Der Lehrer stellte die Notenblätter auf. Dann rief er Eva nach vorn, und alle waren still. Eva sang im Schulchor und bei der Weihnachtsfeier. Sie sang für Opas Kegelbrüder, beim

Laubenpieperfest und trällerte auf der Freilichtbühne zum 1. Mai. Als Eva sich an der Musikhochschule bewarb, knabberte sie nicht mehr an den Nägeln. Sie hatte ausreichend Applaus gehört, und die Brille trug sie nur noch zum Lesen. Ein Musikprofessor meinte, dass ihre Drei-Oktaven-Stimme eigentlich zu schade für die Dressur zum Opernsopran wäre. Ob sie es nicht mit Chansons versuchen wollte? Das schien verlockend. Doch statt über Kleinkunsthöhlen zu tingeln, entschied sich Eva für ein Wissenschaftsstudium und sang nur dort, wo es ihr passte. So war sie auf die Party des Schauspielersohns und seiner geistreichen Freunde geraten und hatte den Mann fürs Leben getroffen.

Sie heirateten, ohne lange nachzudenken, und zogen in eine sonnenlose Hinterhofwohnung mit Blick auf eine Mietskasernenmauer. Die Einzugserlaubnis für den schattigen Palast hatte Eva mit einem Nervenzusammenbruch auf dem Wohnungsamt herbeisimuliert. »Hier hat wieder eine einen Heulkampf!«

Im Hinterhaus war menschliche Nähe garantiert. Wer kochte, tat's bei offenem Fenster. Der Dunst geschmorter Zwiebeln vermengte sich mit dem Geruch aus feuchten Kohlenkellern. Nachts kreischte ein verkanntes Cowgirl: »Yippie-Ya-Yeah!« Man hörte Ehekräche, Lustgestöhn und Handwerkerhämmern. Einer schrie »Ich bring mich um!« und kurz darauf »Ich bring dich um!« Sie rissen die stockfleckige Tapete herunter und strichen Zimmer und Küche, in der es beängstigend nach undichtem Gasrohr roch. Gardinen wurden nicht gebraucht. Es war ihr Garten Eden, wo Lämmer neben Löwen grasten. Das alles war für die Ewigkeit gedacht. Also setzte Eva die Pille ab. Um sicherzugehen, folgte sexueller Leistungsdruck im Vierundzwanzigstundentakt. Nach dem zirka vierzehnten Beischlaf in Serie hatten sie Erfolg. Ihr in Lust und Liebe gezeugter Sohn war schlichtweg perfekt, und das Amt für Wohnungswirtschaft

gönnte der vergrößerten Familie ein zentralbeheiztes Zweizimmerdomizil mit Bad.

Er hielt sich für den glücklichsten Mann unter der Sonne, und seinen Sohn liebte er schon, als er erfuhr, dass es ihn geben würde. Als Eva ihm das Steckkissen überließ, in das die Säuglingsschwester der Entbindungsstation das rosig in die Welt blinzelnde Weltwunder gewickelt hatte, wurde ihm angst und bange. Das Schicksal hatte ihm eine immerwährende Verantwortung auferlegt. Doch es war eine Last, die ihn stark machen sollte. Er würde seinem Sohn ein steter und sanftmütiger Beschützer sein und erklärte die Säuglingspflege zu seiner Mission. Er ölte wundte Hinterbäckchen, putzte die verrotzte Schniefnase und verabreichte das Fläschchen mit der MILASAN-Fertignahrung geprüft handwarm.

Als der Junge notgedrungen in die Kinderkrippe kam, damit Eva und er die Vormittage in Hörsälen absitzen konnten, entspann sich ein heimlicher Wettstreit. In aller Frühe lieferten sie ihren Kronsohn gemeinsam bei den weiß beschürzten Betreuerinnen ab, was ihnen jedes Mal das Herz zerriss. Nachmittags aber wollte jeder der Erste sein, der den im Stich gelassenen Spross aus fremder Obhut befreite. Meist war er schneller als Eva, denn die war die gewissenhaftere Studentin. Er hingegen verließ das vollbesetzte Auditorium auch schon mal mitten im Vortrag des Professors für Langeweile und Dialektik.

An den Wochenenden trat Eva in Jugendklubs und Kulturhäusern auf. Dort gab sie Chansons und Volkslieder zum Besten, und als sich ein kanadischer Gitarrenspieler, den es in die DDR verschlagen hatte, als solistisches Begleit-orchester anbot, wechselte sie zu anglophoner Folklore. Mit jedem Auftritt wurde Eva strahlender und selbstbewusster, und ihr Ehemann war ihr größter Fan. Er hob den Jungen auf die Schultern, wenn sie sang. Und tingelte Eva über die Dörfer, ging er daheim in seiner Vaterrolle auf. Erst den Kinderwagen schiebend, dann mit dem Jungen an der

Hand eroberten sie Spielplätze und Parks. Sie rutschten und wippten. Hörten wohl hundert Mal die Märchenplatten vom Tierhäuschen und dem Kleinen Muck. Und wenn er dem Racker im Sandmännchen-Pyjama den Gutenachtkuss gab, wusste er, dass er den Sinn des Lebens gefunden hatte. Er würde diesen fröhlichen kleinen Menschen mit Weisheit und gezuckerter Kondensmilch füttern, bis er ihm über den Kopf wuchs.

Eva und er studierten bis zum Diplom. Ihm fiel ein unverhoffter Traumjob zu: Kulturredakteur beim Fernsehen. Eva fing an einem Institut für naturwissenschaftliche Grundlagenforschung an. Ihr Sohn ging inzwischen in den Kindergarten und war der Liebling der Bummi-Gruppe. Sie hätten als Vorzeigefamilie aufs Plakat für den Jahrestag der Republik gehört. Dann, an einem unvergesslichen Sonntag, war Eva von einer zweitägigen Tournee nach Leuna und Bitterfeld zurückgekehrt. Sie hatte den kanadischen Gitarristen dabei, und ihre Ansage war deutlich.

»Ich hab mit ihm geschlafen. Mir ist es ernst. Und es ist das Beste, wir zwei machen Schluss.«

Eine vom Kranhaken fallende Betonplatte hätte ihn nicht ungebremster treffen können. In der Küche hatte der Nebenbuhler gewartet. Den Kopf gesenkt, denn er kannte die Konsequenzen bei Ehebruch. »Eigentlich müsste ich dir jetzt eins in die Fresse hauen.«

Bis dahin hatte er den Musikanten für einen netten Kerl und Freund der Familie gehalten. Einen Mann mit flinken Fingern und empfindsamer Seele. Sich mit so einem um die eigene Frau zu prügeln, wäre, als würde man nach einem Schoßhund treten. Eva würde ihm sicher nicht in die Arme sinken, wenn er den Rivalen zu Boden schlug. Es würde alles nur noch schlimmer machen. Der Krieg fiel aus. Es gab keinen Krach. Es wurde nicht geschrien. Er forderte nicht mal eine Erklärung, bat den anderen lediglich zu gehen und zog auf die Couch im Wohnzimmer. In der Frühe brachte er

den Jungen zum Kindergarten. Er fuhr zur Arbeit und saß stumm in der Runde seiner Kollegen. Die wunderten sich, dass er nichts beizutragen hatte.

Was hatte er versäumt, was hatte er sich vorzuwerfen? Dass er nicht Gitarre spielen konnte? Im Bett hatte es keine Beschwerden gegeben. Der beste Vater war er sowieso. Warum, in alles in der Welt, wollte Eva dann auf einen wie ihn verzichten und ihn gegen einen umherziehenden Klampfenspieler tauschen, der auch noch drei Zentimeter kleiner war als er? Nachmittags holte er den Jungen ab. Er sah ihn einsam im Sandkasten spielen. Das war der Moment, als er spürte, dass er ihn verlieren könnte und alles auseinanderfliegen würde, was Eva und ihn zusammengehalten hatte. Die Gewissheit, füreinander gemacht zu sein. Die Liebe zu ihrem Kind. Vertrauen ohne Ende. Nein, das durfte nicht sein! Dagegen musste er sich wehren. Nicht mit Gewalt. Aber auch nicht mit Überredungskunst. Worte waren kein dauerhafter Kitt. Er musste Eva spüren lassen, wie trostlos eine Welt ohne ihn wäre und welch schmerzhaften Verlust seine Abwesenheit bedeuten würde. Dann würde sie sich vielleicht besinnen.

Er kündigte seinen vorläufigen Rückzug an, bat um die Wohnungsschlüssel des Rivalen, packte das Nötigste und wechselte in dessen unbeheizte Bude. Die lag in Hörweite des Berliner Ostbahnhofs. Zugbremsen quietschten durch die Nacht. Der Muff ungewaschenen Geschirrs und ausgedrückter Zigaretten hing unter der rissigen Decke. Er litt, und er grübelte. War er vielleicht doch fehlbar und hatte sich sein Himmelreich nur eingeredet? Welche Anzeichen des Auseinanderdriftens hatte er verpasst? War er Eva zu alltäglich geworden, zu gewohnt? Hatte er ihre Bedürfnisse verkannt? Und warum, verdammt nochmal, suchte er die Schuld nur bei sich und nicht bei ihr und machte sich zum Märtyrer, während sein Widerpart in die verlassene Doppel-

betthälfte zu Eva kroch? War er denn bescheuert, sich so etwas anzutun?

Von den S-Bahnsteigen schallte: »Zurückbleiben und Vorsicht bei der Ausfahrt des Zuges.« Er aber entschied, das Gegenteil zu tun. Sich verkriechen war falsch. Er musste sich bereithalten und zur Stelle sein, wenn Eva des Gitarristen überdrüssig würde. Was hatte der schon zu bieten außer den immer selben Songs? Sie würden verpuffen und verklingen. Er hingegen würde Eifersucht und Rachegelüsten trotzen und dem Jungen weiter der verlässliche Vater sein. Und für Eva der Fels in der Brandung. Am Morgen stand er pünktlich und unrasiert vor der bis dahin gemeinsamen Tür. »Hier bin ich wieder.«

Dem Jungen war seine Abwesenheit kaum aufgefallen. Er war gewohnt, dass der Papa hin und wieder auswärts zu tun hatte und wunderte sich auch nicht, dass der Freund der Familie zum Dauergast wurde.

Wohnungen waren knapp und hintergangenen Ehemännern stand von Amts wegen kein Ausweichquartier zu. Eva und er waren ja nicht mal geschieden. Ergo arrangierten sie sich und teilten die fünfzig Quadratmeter auf. Drei Erwachsene und ein Kind. Der Junge behielt sein Kinderzimmer. Das Doppelbett wanderte in eine Schlafnische auf dem Flur. Küche und Wohnzimmer wurden kollektiv genutzt. Das Bad im Wechsel. Sie kochten gemeinsam und aßen zu viert. Sie lagerten einträchtig vorm Fernseher, legten Platten auf, und wenn der Kanadier die Klampfe aus dem Gitarrenkoffer nahm und Eva sang, sumnte er als dritte Stimme mit. Selbst die Haushaltskasse führten sie einvernehmlich. Nur nachts teilten sie die Sphären auf. Da schlummerte er auf der Wohnzimmercouch, und fünf Zentimeter Gipswand trennten ihn von seiner untreuen Frau und ihrem Lover.

Wer von dieser Konstellation erfuhr, musste ihn für geisteskrank halten. Doch für ihn war das in Ordnung. Er

war bei den Menschen, die er am meisten liebte, und weder er noch Eva muteten dem Jungen Szenen einer zerfallenden Ehe zu. Kinder kommen auch mit drei Elternteilen zurecht. Sein Junge hatte einen Papa, und der Kanadier stieg zum Daddy auf.

Sie kriegten sogar eine sentimentale Scheidung hin, die selbst den Richter rührte. Und als Eva den Ausreiseantrag stellte, um nach Kanada auszuwandern, verzichtete er aufs Sorgerecht. Wie könnte ein Mann einer Mutter das Kind wegnehmen, auch wenn er noch so sehr an ihm hing? Einzig ein Zinnkrug musste dran glauben. Den schmiss er in einer Aufwallung aus Schmerz und Zorn gegen die Wand und stellte ihn mit rückwärtsgewandter Beule zurück ins Regal. So blieb die Delle unsichtbar.

Einen nicht zu verachtenden Vorzug besaß der Status als gehörnter Familienvater allerdings. Ihm flogen weibliches Mitgefühl und Nächstenliebe zu, und er holte nach, wessen er sich während seiner Ehejahre enthalten hatte. Eine Tontechnikerin, die wie er beim Fernsehen arbeitete, erbarmte sich seiner in einem schalldichten Technikkabuff. Die Zahnärztin der Betriebspoliklinik besaß ein Segelboot mit Kajüte. Und eine Schulfreundin aus der Zeit, als sie noch jungfräulich und schüchtern waren, machte sich in ihrem Dachgeschosstübchen über ihn her.

Eva nahm ihm den ausschweifenden Lebenswandel nicht übel. Im Gegenteil. Sie war zufrieden, wenn er nicht hinter der schalldurchlässigen Gipswand schlief. Doch egal wo und mit wem er es trieb, stets kehrte er nach seinen Ausflügen in die heimischen vier Wände zurück und komplettierte die ungewöhnliche Familie, die ihm nun davongeflogen war. Sein Plan war gescheitert. Aber wenigstens war ihm die Wohnung geblieben.

Der Film trocknete noch, als es klingelte. Eine junge Frau kam die Treppe herauf. Sie machte die Miene, die zum Anlass passte.

»War's schwer?«

Was sonst?, hätte er antworten und Lina sagen können, dass es ihn beim Abschied auf dem Flughafen mittendurch zerrissen hatte. Ohne Aussicht, jemals zu heilen. Aber er ließ es und gab Lina einen Kuss. Sie hatte eine Tasche dabei. Nicht zu groß. Es sollte nicht nach Einzug aussehen. Lina und er würden sich lediglich das Bett teilen, in dem bis zur vergangenen Nacht noch Eva und der Kanadier gelegen hatten.

Ein Personenaufzug namens Paternoster hatte ihm Lina beschert. Die Redaktion des Kultur-Journals befand sich auf der Etage, wo die türlosen Kabinen in der Decke verschwanden. Wie alle Kindsköpfe konnte er der Versuchung nicht widerstehen, und er war über den Zenit des unablässig kreisenden Lifts gefahren. Unten hatte die hübsche Produktionsassistentin mit einem Stapel Filmbüchsen auf eine Mitfahrgelegenheit gewartet.

»Ich dachte immer, man steht Kopf, wenn man oben umdreht«, hatte sie gelacht.

Er hatte ihr die Büchsen abgenommen und ins Sendearchiv getragen. Dann hatten sie Kaffee getrunken und das Sie aus Linas Sprachgebrauch gestrichen. Von da war's nicht weit bis zum näheren Kennenlernen.

»Ich hab den Dreh klargemacht. Aber der Idiot vom Presseamt will unbedingt dabei sein«, rief Lina. Sie lief nackt über den Flur, und er sah ihren endlosen Beinen nach. Morgen würde er nach Leipzig fahren. Dort würde er einen russischen Schriftsteller interviewen, dem man nachsagte, dass er fast so was wie ein Dissident wäre.

»Ich könnte mitkommen«, bot Lina an.

Es war durchaus üblich und zuweilen sogar nötig, dass Aufnahmeleiter die Teams zu den Drehorten begleiteten. Manchmal waren Straßenzeilen abzusperren. Um einen Dichter vorm Leipziger Völkerschlachtdenkmal abzulichten, war jedoch kein Aufwand wie für einen Monumentalfilm nötig. Als er ins Bad kam, hielt Lina den Film gegens Licht. »Abschiedsfotos«, sagte er. Sie fragte nicht weiter. Er durfte ihr den Rücken einseifen und mit der Hand dorthin gehen, wo er gern wollte. Aber eigentlich stand er noch auf der Flughafenterrasse und sah seiner verloren gegangenen Familie nach.

Auf dem Weg zum Sender trennten sie sich. Die Kollegen wussten nicht, dass sie was miteinander hatten. Lina verschwand im Produktionsbüro. Er hörte ihr lachendes »Hallo!«, als er aus dem Paternoster stieg. Der Aufzug roch nach dem im Erdgeschoss gelegenen Imbiss. Dort wurden fettige Fleischklopse in abgestandenem Öl zu etwas schwer Verdaulichem komprimiert. Im Gemeinschaftsraum saßen vereinzelte Redakteure beim zweiten Frühstück. Sie machten ihre Erdgeschossbuletten mit übermäßig Senf genießbar oder stocherten Eiersalat aus Pappschalen, die ihnen anschließend als Aschenbecher dienten. Gearbeitet wurde nicht. Man war anwesend, tat, als läse man die Zeitung oder blätterte in vermeintlich wichtigen Notizen. Das einzige Telefon im Raum wurde gebraucht, um Handwerker zu beschwatzen oder Bezugsquellen von Baumaterialien anzuzapfen. Zur Mittagszeit waren die Kollegen nach einem Abstecher in die Suppensmiede, die Senderkantine, schon wieder fort. Unterwegs zum Dreh oder auf dem Weg nach Hause. Er war zwischen stehengelassenen Kaffeetassen und Zigarettenskippen allein mit sich und seinen formlosen Gedanken über kanadische Neubürger und sowjetische Literaten.

Der Schriftsteller, den alle für einen Dissidenten hielten, war in seiner Heimat mit einem einzigen Roman berühmt geworden. Kutusow! Einäugiger Feldmarschall. Retter Moskaus. Besieger Napoleons. Der Autor hatte die russische Kriegssikone als sechzigjährigen, verlotterten Fettsack beschrieben, der es mit Minderjährigen trieb. Was der historischen Wahrheit entsprach, aber am offiziellen Heldenbild des alten Haudegens und genialen Strategen kratzte. Straßen, Regimenter und Schlachtschiffe waren nach Kutusow benannt worden. Stalin hatte seinen Heerführern den Kutusow-Orden an die Brust geheftet. Und nun das: Kutusow, ein Kinderficker! Diese Bezeichnung hatte die Literaturnaja gaseta, Wochenblatt des sowjetischen Schriftstellerverbandes, in ihrer kritischen Besprechung selbstverständlich vermieden. Sie würde auch nicht in seinem Beitrag fürs Kultur-Journal auftauchen. Aber die beinahe umstürzlerische Verwegenheit des Autors, an einem ehren Standbild zu rütteln, hatte weltweite Resonanz hervorgerufen, und nun kam der literarische Provokateur auf einen Abstecher nach Leipzig, das der halbblinde und an Gicht leidende Kutusow nie gesehen hatte, weil er bereits ein Vierteljahr vor der Völkerschlacht im schlesischen Bunzlau verschieden war. Gerüchteweise an akutem Gallenversagen nach einer üppigen Mahlzeit.

Er hatte den Kutusow-Roman gewissenhaft zweimal gelesen und auch nach dem zweiten Mal für kein Meisterwerk gehalten. Auch die dem Epos nachgesagte Kritik am Personenkult und am Sowjetsystem war ihm nicht wirklich aufgefallen. Sie stand wohl eher zwischen den Zeilen. Der bretthart gefederte Kleinbus Barkas ruckelte über die Betonfugen der Autobahn. Lina kuschelte zwischen ihm und dem Kameramann auf der Rückbank. Mit jedem Ruck rückte Lina etwas näher. Sein Oberschenkel war heiß, wo sie sich trafen.

Das Interview lief ab, wie man es unter der Aufsicht des Betreuers vom Presseamt beim Vorsitzenden des Minister-rats der DDR erwarten durfte. Der Buchautor begann nach wenigen Minuten zu schwitzen. Aus dem Mund des als Dol-metscher engagierten Doktoranden vom Slawistik-Institut der Leipziger Karl-Marx-Uni klangen seine Statements noch hölzerner, als sie im Russischen gemeint waren. Der Dichter fühlte sich umstellt. Unbedachtes würde von den deutschen Genossen sicher sofort an die sowjetische Botschaft und von dort aus weitergemeldet.

»In Ihrem Roman schildern Sie Personen, die vor über hundert Jahren lebten. Warum bewegt uns deren Schicksal noch heute? Leben wir in vergleichbaren Zeiten?«

Pause. Dann die Antwort und ihre Übersetzung.

»Nun, mich interessiert das Menschliche. Gut und schlecht. Jung und Alt. Die Vergangenheit und die Zukunft. Alles ist unlösbar miteinander verbunden.«

Von einem Schwafler aus der ruhmreichen UdSSR zu erwarten, dass er die Leibeigenschaft zu Kutusows Zeiten mit heutigen Zuständen verglich, war wohl doch zu viel verlangt. Die quälende Fragerei dauerte auch nicht lange, und der Autor war erlöst. Das Team packte ein. Man bedankte sich reihum. Der Kameramann schaute auf die Uhr und meinte, dass man gut noch die Heimreise antreten könnte. Assistent und Kraftfahrer widersprachen. Sie wollten das Tagegeld nicht verschenken.

»Lief nicht so doll«, befand Lina, die dafür gesorgt hatte, dass keine Zufallspassanten in die Kamera winkten.

Sie bezogen das Doppelzimmer im Hotel ASTORIA. Lina war egal, ob die Kollegen etwas mitbekamen. Ein Dienst-reise-Techtelmechtel war erlaubt. Nur eine Dauerliaison hätte unweigerlich Fragen nach sich gezogen. Zum Beispiel, warum Lina ausgerechnet für seine Filmbeiträge teuer aus Belgien importiertes Agfa-Gaevert-Material bereitstellen

ließ, während ihr weniger nahestehende Kollegen auf einheimischem und minder qualitativem ORWO-Film drehen mussten. Zur Bierrunde erschienen die beiden nicht. Sie wanderten durch Leipzig. Vorbei am Kino CAPITOL, wo Lina von einem kolumbianischen Dokumentarfilm schwärmte, den sie bei der Dokfilm-Woche gesehen hatte.

»Der war so ehrlich. So intensiv. Ich hab mich geschämt, was für einen flachen Abwichts wir machen.«

»Du machst keinen Abwichts«, antwortete er. »Den machen solche Figuren wie ich. Fernsehredakteure. Ich versteh gar nicht, wieso du dich überhaupt mit so einem Sülzkopp wie mir einlässt.«

»Ich auch nicht.« Sie lachte. Er legte ihr den Arm um die schmalen Schultern und zog sie an sich. Das war ein Fehler. Lina wurde ernst.

»Wird das nun eigentlich was mit uns oder nicht?«

Er hatte gewusst, dass die Frage kommen würde und sich vor ihr gefürchtet. Als sie still beieinanderlagen, wussten sie voneinander, dass sie nicht einschlafen konnten. Ihm war klar, was in Linas Kopf vorging. Feigling, Feigling, Feigling.

Dabei hatte sie ihn schon ganz anders erlebt. Mit seinem besten Freund und Kollegen, der bei allen der Lange hieß, hatte er sich an Themen gewagt, von denen andere die Finger ließen. Langeweile und lange Messer – Jugendleben auf dem Dorf. Industrielle Formgestaltung – Entwürfe für die Tonne. Dass er sich um Linas Zukunftsfrage drückte wie ein überschätzter Sowjet-Dissident, war enttäuschend. Aber Lina hatte sich verliebt. Er roch gut. Er war zärtlich. Er hörte zu, und er tauschte sich mit der Redaktionssekretärin und der vorlauten Volontärin Charlotte frauenaffin über den weiblichen Zyklus und Menstruationsbeschwerden aus.

»Dass die Tampons ausgerechnet Imuna heißen, als ob's da um was Ansteckendes geht.« Was Charlotte, eine neunzehnjährige Kettenraucherin mit raspelkurzem Haar, mit »Sowas denken sich nur Männer aus« kommentierte.

Lina hatte sich auf die selbstverständlichste Art von ihm verführen lassen: durch langes in die Augen blicken. Kein schmalziges Gequatsche und kein Machogehabe. Er durfte in ihr Herz und in ihr Zimmer, in dem ein übergroßer Kachelofen stand. Auf den Dielen lag eine bunt bezogene Matratze. Dort hatte Lina ihm von ihrem übellaunigen Vater erzählt, einem Pharmazeuten, der zweifelhafte Pülverchen zusammenrührte, die ihn je nach Gemenge high oder böseartig machten. Lina besuchte ihre Eltern nur noch, um ihrer Mutter beizustehen. Er hatte die Träne weggewischt, die sie nicht hatte weinen wollen. Dann hatten sie sich ans Fenster gestellt.

Das Haus, in dem Lina wohnte, war das letzte vor der Mauer. Zu ihren Füßen lag der Todesstreifen an der Bernauer Straße. Vom fünften Stock aus konnte man die Kübelwagen der Grenzposten über den Betonplattenweg holpern sehen und dahinter den Touristenausschuss auf der Westberliner Seite. Der geplante Sandstreifen mit den Panzersperren und dem Stacheldraht war nur wenige Katzensprünge breit.

»Denk gar nicht erst drüber nach«, hatte sie gesagt, als er meinte, mit einem Drachensegler wäre es bis drüben zu schaffen. In der Nacht hörten sie vom Dachboden Schritte.

»Ablösung bei Horch und Guck«, wusste Lina, die den zivilen Grenzwächtern regelmäßig auf der Treppe begegnete. »Nächster Schichtwechsel um sechs.«

Sie hatte sich den Pullover über den Kopf gestreift und den Rock ausgezogen. Ein gutes Jahr später lagen sie im ASTORIA, starrten aneinander vorbei ins Dunkle, und durchs Hotelfenster blinkte die Leuchtreklame von gegenüber. Flieg mit Interflug!

Sein erster Brief an Eva war eine ellenlange Epistel der Zuversicht. Er lobte Kanada, das Land, das er nicht kannte, und dessen Premierminister sich mit John Lennon und Yoko Ono verbrüdet hatte. Give Peace a Chance! Evas neue

Heimat Vancouver musste die großartigste Stadt auf Erden sein. Der von Heimweh geplagte Gitarrist hatte sie oft genug gepriesen. Die Schneegipfel der Rocky Mountains vor der Haustür. Eine Küste mit tausend Inseln. Regenwälder und quellklare Flüsse, in denen Lachse sprangen. In Berlin zog man allenfalls ein paar mit Sulfat vergiftete Plötzen aus der Spree. Seinem verlorenen Sohn aber würde ein Wunderland zuteilwerden. Er würde es gut haben dort drüben, bald perfektes Englisch sprechen, Eishockey spielen und Fellmützen tragen.

Er hatte Eva nie gefragt, warum es sie nach Westen zog. In die Welt, die sich die freie nannte. Sie hatte sich in den Gitarristen verknallt. Das genügte. Liebe war übermächtig, und dem höchsten der Gefühle war mit Vernunft nicht beizukommen. Bis zum letzten Tag hatte er Eva kein Bekenntnis abgenötigt. Er würde es auch weiterhin nicht tun. Sie musste ihm nichts gestehen, sich nicht vor ihm rechtfertigen. Das hatten diejenigen verlangt, die Eva und ihren Kanadier hatten zappeln lassen, bis ihnen von höchster Stelle der Grenzübertritt erlaubt worden war. Er verhörte niemanden. Das stand ihm nicht zu. Evas Aufbruch hatte persönliche Gründe. Keine politischen. Sie hatte eine harmonische Ehe gegen eine mit viel Musik getauscht, und er würde sie weiter begleiten, wie er es bisher getan hatte. Nur eben aus der Ferne. Vergangenes kam in seinem Brief nicht vor. Er legte lediglich einen Abzug des Abschiedsfotos vom Flughafen bei. Den Umschlag adressierte er an die Eltern des Gitarristen. Dort waren Eva und ihr Anhang untergekommen.

Lina war so taktvoll, ihn nicht zu stören. Während er schrieb, vertrieb sie sich die Zeit mit Dehnübungen und lief auf Händen durch die Wohnung. Als er zum Postamt ging, schlug sie aus, ihn zu begleiten. Er gab seine erste Sendung nach Übersee direkt am Schalter auf. Sie sollte nicht im Briefkasten an der Straßenecke steckenbleiben. Das Band mit seinen Liebsten durfte nicht reißen.

Sein Freund, der Lange, ließ sich die fünfzehn Minuten Rohmaterial zeigen, die er in Leipzig gedreht hatte. Die Schnittmeisterin sah die beiden Redakteure an.

»Ab in die Kammfabrik? Oder nach oben ins Regal, wo keiner drankommt?«

Der Lange verschränkte die Arme hinterm Kopf und ließ sich Zeit.

»Ist das 'ne wörtliche Übersetzung, die du da hast?«

»So ziemlich. Aber mein Russisch geht noch immer in die fünfte Klasse.«

Er reichte dem Langen die Blätter mit dem ins Deutsche übertragenen Interview.

»Hm ...«

Der Lange las.

»Ich glaube, das übersetzen wir neu.«

Am Tag vor der Sendung durchlief der kurze Filmbeitrag die vorgeschriebene Abnahmeprozedur. Die Redakteure des Journals versammelten sich im Schneiderraum. Er drückte dem Chefredakteur das Manuskript in die Hand, und während der Acht-Minuten-Schnipsel lief, deklamierte er den Untertiteltext. Der Chef las mit, und der Interviewton war so weit heruntergeregelt, dass ihn nicht einmal ein russischer Muttersprachler verstanden hätte. Anschließend zog man ins Chefbüro um, an einen langen Tisch mit Fransendeckchen. Der Chefredakteur schaute auf seine Notizen.

»Dass sich die sowjetischen Genossen kritisch mit dem Wirken historischer Persönlichkeiten auseinandersetzen, hat ja Tradition. Schon seit Tolstoi. Aber mir sind doch ein paar Sätze aufgefallen. Besonders einer.«

»Ich glaube nicht, dass der Genosse wirklich ein Genosse ist«, schaltete sich der hagere Redakteur mit dem Zickenbärtchen ein, der seit Jahren die Lebensläufe verdienter Staatskünstler in bewegte Bilder fasste. Für ein Brecht-Porträt hatte

er sogar nach Finnland fahren und den SPIEGEL lesen dürfen. »In der Westpresse behaupten sie jedenfalls, dass er kein Parteimitglied ist.«

»Tolstoi war auch kein Genosse«, giftete er zurück. Ihm war sekundenschnell die Galle hochgekocht.

»Kommt drauf an, welcher. Lew, nein. Alexej, ja«, belehrte ihn der Zickenbart. Der Redaktionsleiter wartete, ob es weitere Einwürfe zur Tolstoi-Frage gab. Das war nicht der Fall, also kehrte er zu seinen Notizen zurück.

»Diesen Satz: Was das Damals und das Heute verbindet, sind dieselben uralten Konflikte. Ich frag mich, ob wir den wirklich brauchen.«

»Darum geht's doch! Das ist der wichtigste Satz von allen. Der kann unmöglich raus.«

Er schaute zum Langen. Bei dessen Neuübersetzung waren nur wenige Passagen unfrisiert geblieben. Die sprachliche Schönheitsoperation hatte aus dem verängstigten Schriftsteller einen Heroen der Gedankenfreiheit gemacht. Einem Sowjetautoren in den Mund zu legen, dass in seiner Heimat uralte Konflikte tobten, grenzte fast an Gotteslästerung. So schien es jedenfalls auf den Chefredakteur gewirkt zu haben. Der bat, über eine Kürzung der Passage nachzudenken. Er verließ sich da ganz auf die Klugheit seines Redakteurs. Der Lange grientete, und der Angesprochene zeigte Einsicht. Bei der Tonmischung ließ der Unterbildsprecher das ur- der uralten Konflikte weg. Spätabends gingen nur alte Konflikte über den Sender. Was für ein raffinierter Akt zivilen Ungehorsams.

Das Kultur-Journal wurde wöchentlich ausgestrahlt, Donnerstagnacht um halb elf. Da lag die werktätige Bevölkerung schon im Bett, und was dreißig festangestellte Journalisten, Kameralleute, Regisseure und Schnittmeisterinnen verzapft hatten, versendete sich weitgehend ungesehen. Immerhin saßen garantiert zwei Zuschauer vor ihren Farbempfangern.

Der eine war der Programmbeobachter. Ein unfreiwillig dazu berufener Mitarbeiter des Senders, der sich in einem Kontrollraum die Nacht um die Ohren schlagen und bei Arbeitsbeginn einen sauber abgetippten Bericht vorlegen musste. Was hat gefallen und was nicht? Wie sahen die Ansagerinnen aus? Wurde unser schönes sozialistisches Vaterland angemessen dargestellt? Der übermüdete Beobachter schwitzte sich den Klassenstandpunkt in die Tasten.

Weit entspannter ließ es der Genosse von der Agitationsabteilung beim ZK der SED angehen. Der zog sich den Fernsehabend auf dem heimischen Sofa rein. Wenn es ideologisch brannte, meldete er sich noch in der Nacht beim Programmschef vom Dienst. Bei minderen Vergehen rief er erst nach dem Aufstehen an und gab seine Beschwerde durch.

Das Auftreten des Sowjetautoren mit dem Leumund eines Systemkritikers war bemerkt worden. Am nächsten Morgen trudelte ein rot markierter Zettel aus dem ersten Stock, wo der Vorsitzende des Staatlichen Komitees für Fernsehen saß, beim Chefredakteur für Kultur ein: Bitte um Stellungnahme! Doch es waren nicht die alten Konflikte, die den Chefredakteur in Erklärungsnot brachten. Ihm wurde mangelnde Wachsamkeit vorgeworfen. Wenige Stunden vor Ausstrahlung des Kultur-Journals hatte sich der Kutusow-Biograf und Stern am Dissidentenhimmel im Kofferraum eines Diplomatenfahrzeugs gen Westen abgesetzt! Die Nachricht sickerte erst langsam durch, und keiner in der Redaktion hätte davon wissen können. Aber dass dem Verräter überhaupt Bildschirmzeit eingeräumt worden war, bewies wieder mal die instinktlose Naivität der Leute von der Kultur. Nach dieser Standpauke verschwand der Chefredakteur in seinem Büro. Er übte stille Selbstkritik und war für niemanden zu sprechen.

Lina fuhr regelmäßig in ihre kleine, unbeheizte Wohnung. Sie sah nach der Post und brachte nützliche Dinge mit, die seinem Haushalt fehlten. Ein scharfes Schälmesser und

Pantoffel, die nicht schon von einer anderen Frau getragen worden waren. Er brachte es einfach nicht über sich, die schleichende Okkupation zu stoppen. Das Schälmesser konnte man in der Tat gebrauchen. Und die Pantoffel neben dem Bett bewiesen: Er war nicht allein. Trotzdem fühlte er sich von Linas nützlichen Haushaltsgegenständen über-rannt. Sie drängten in den Raum der Trauer, und er war froh, dass Lina nach der Arbeit regelmäßig in die Komische Oper fuhr, wo sie zu den Amateurtänzerinnen gehörte, die bei Massenszenen das Corps de Ballet auffüllten.

Nach den Vorstellungen war sie ausgepumpt und aufgekratzt. Sie wünschte sich eine Ganzkörpermassage und schlief darüber ein. Er deckte sie sacht zu und fühlte sich schlecht. Lina hatte sich in seine Hände gegeben. Und was gab er zurück? Ja, er hatte ihr gesagt, wie hübsch sie war. Wie geschmeidig ihr Körper. Und dass sie ein schlaues Köpfchen hatte. Aber war er auch nur einmal in der Oper, um sie tanzen zu sehen? Hatte er sie je am Bühneneingang abgeholt? Alles ging von ihr aus. Das Wochenende auf der Datsche ihrer Eltern, die Dienstreisenächte im Hotel. Sie wollte ihm nahe sein und tat alles dafür. Doch irgendwann würde ihr Stolz siegen, und sie würde sich seine laue Ungewissheit nicht länger bieten lassen.

Er würde Lina nicht wegschicken. Er hatte sogar Angst, sie zu verlieren, denn er mochte sie. Aber sie machte es ihm zu leicht, wenn sie ihm die Nicht-Antwort auf ihre Frage Was wird aus uns? noch und nochmal durchgehen ließ. Sie war zu nett, zu anhänglich und zu zierlich, um die Lücke zu füllen, die er so sorgfältig pflegte. Zu leise und zu sanft, um den Phantomschmerz zu überlagern. Denn da hatte es etwas gegeben, das hatte sich so einzig angefühlt, dass es sich umso mehr verklärte, je mehr ihm die Verursacherin dieser sensorischen Fehlschaltung entglitten war.

Er hatte bis heute nicht kapiert, was jenem Sonntag vorausgegangen war, an dem ihm die Liebe seines Lebens

mitgeteilt hatte, dass er jetzt überflüssig wäre und ab sofort ein Gitarrist aus Kanada die erste Geige bei ihr spielte. Er wollte es auch gar nicht kapieren, sondern lieber weiter in Selbstmitleid baden und vielleicht sogar darin ertrinken.

Nach einem Monat traf die erste Postkarte aus Vancouver ein. Die Auswanderer waren gut angekommen. Es regnete oft. Wenn er wolle, könne er Eva telefonisch erreichen. Die Nummer war vermerkt. Doch Eva hatte offenbar vergessen, dass ihm weiterhin kein eigener Fernsprechanschluss beschieden war. Sein Chefredakteur hatte zwar den Bettelbrief an die Post unterzeichnet und offiziell beglaubigt, dass sein nimmermüder Redakteur ständig an- und abrufbar sein müsse. Trotzdem stand er nur auf einer Warteliste.

Lina war Zeugin, als er mit dem freundlichen Nachbarn verhandelte und um Zugang zu dessen Privatapparat bat. Der Nachbar zögerte und ging ganz richtig davon aus, dass ein beim Fernamt anzumeldendes Gespräch mit Übersee nicht sofort durchgestellt werden würde, und dass man sich gedulden musste.

»Wie lange ungefähr?«

»Kommt drauf an.«

Viele Stunden später war es früh um halb fünf. Der Nachbar klingelte sie aus dem Schlaf und stand im Bademantel vor der Tür. »Anruf für Sie«, meinte er, und sein Tonfall machte klar, dass dies die letzte Gefälligkeit dieser Art gewesen war.

»Kanada ist dran«, meldete sich die Stimme vom Amt. Dann hörte er Eva, und sie klang erfreut. Dem Jungen ginge es gut. Jedermann sei freundlich. Und sie seien auf der Suche nach Unterkunft und Arbeit, um der Familie des Gitarristen nicht länger zur Last zu fallen. Dass es ein Haus sein müsse, sei in Kanada so üblich. Ihm kamen Momentaufnahmen aus amerikanischen Familienserien in den Sinn. Etwas Hübsches, in dem sich die mit der Nase zaubernde Hexe Samantha

wohlgefühlt hätte. Nachbarn mit blitzweißen Zähnen wie aus der Kaugummiwerbung. Wrigley's Spearmint Gum. Ein Leben wie im Pfefferminzhimmel. Sein eigenes Befinden umschrieb er mit »So weit okay«, ohne seine Mitbewohnerin Lina zu erwähnen.

Nach dem Auflegen schwebte er langsam zurück aus der Wolke. Seine Herzklappen vibrierten noch, und er versprach dem verschnupften Nachbarn, dass er die Gesprächskosten nach Erhalt der Telefonrechnung begleichen würde. Eine Minute Kanada stand mit dreizehn Mark der DDR zu Buche. Fünfzehn Minuten Belanglosigkeit beliefen sich auf fast zweihundert Mark. Das war ein Fünftel seines Monatsgehalts oder das Vierfache seiner Miete. Aber er hatte Evas Stimme gehört, und das war jeden Pfennig wert.

An Schlaf war für den kurzen Rest der Nacht nicht zu denken. Er referierte das Gespräch und erwähnte dabei Dutzende Male Evas Namen. Wie bewundernswert: ein Mädchen aus einer Ostberliner Stadtrandsiedlung schlug sich in der Fremde durch. Lina schwieg dazu, doch am Abend nach dem Telefonat waren sie und ihre Pantoffel verschwunden. Lina ließ nur das Schälmesser zurück, und in der Redaktion behandelte sie ihn fortan wie jeden anderen. Die Agfa-Gaevert-Zeiten waren vorbei.

Er ließ die Haare wachsen. Er rasierte sich nicht mehr. Er trug nur noch Jeans und schlabbrige Pullover und gewöhnte sich das Malen an. Sein Genie reichte gerade für postkarten-große Bildchen, die er mit Wasserfarbe auf Aquarellpapier pinselte, um sie in die wöchentlichen Luftpostbriefe nach Kanada zu stecken. Kolorierte Cartoons mit einem kugeligen Braunbären als Hauptperson. Sein Sohn sollte sich an ihnen erfreuen. Manchmal waren die Bären auch grün.

Dass er farbenblind war, hatte er erfahren, als er in jungen Jahren Mutters zartrosa geblünte Sammeltasse für himmelblau gehalten hatte. Das hatte auch seine frühen Berufswünsche durchkreuzt. Er wäre gern Trickfilmzeichner

geworden. Oder Spielfilmregisseur. Dann aber war auf Farbfernsehen umgestellt worden, und das DDR-Fernsehen hatte seinen bereits bestandenen Aufnahmetest fürs Regievolontariat wegen seiner falsch gepolten Farbsensoren annulliert. Nix war's mit Kunst und Kino. Nach der Scheidung hatte Eva das von ihm in lichtem Beige gestrichene Badezimmer als popelgrün entlarvt. Sie hätte diese Farbe seit eh und je gehasst, und ihr wäre übel davon geworden. Aber das war wohl nur ein Versuch gewesen, ihm seine Unzulänglichkeit vor Augen zu führen. Nun malte er gegen das Vergessenwerden an.

Nachrichten aus Kanada erreichten ihn jetzt regelmäßig. Die Briefe waren handschriftlich und in großen Buchstaben verfasst, also nur wenige Zeilen lang. Er erfuhr, dass Eva ein neues Zuhause hatte und ihr Geld als Kellnerin im Edelweiß verdiente, einer deutschen Bierkneipe im Zentrum von Vancouver. Das war sicher nur eine Übergangslösung, denn eine, die in Ostberlin das Diplom im Fach Wissenschaftstheorie erworben hatte und als hoffnungsvolle Sängerin gehandelt worden war, würde sicher bald mit ihrer ersten englischsprachigen Solo-LP groß rauskommen. Ihr Ehemann und Gitarrist schrieb gewiss schon die Songs dafür. Nach und nach kamen auch Fotos an. Eva vor den Totempfählen im Stanley-Park. Sein Sohn auf einer Hängebrücke. Bilder ihres Eigenheims gab es keine. Nur eines, auf dem das Trio auf einem schmalen Rasenstück stand, während hinter ihnen dichter Verkehr über eine Art Schnellstraße brauste.

Da sich Lina ihm entzogen hatte, frischte er vernachlässigte Kontakte auf. An einem sonnigen Wochenende fuhr er mit seiner gar nicht mehr schüchternen Schulfreundin ans Meer. Sie hatte ihn in ihren Trabant geladen, und sie rauschten mit mörderischen einhundertfünf Stundenkilometern gen Norden. Er hatte die Route so geplant, dass sie Orte ein-

schloss, an denen er mit Eva und dem Jungen gewesen war. Am Strand, an dem er mit seinem Jungen Bernsteinscherben und Piratenholz gesammelt hatte, sah er zu, wie seine Begleiterin kreischend in die Ostseebrandung lief. In Decken gehüllt, tranken sie Grog, den sie für einen Wucherpreis von der Vermieterin eines umgebauten Hühnerstalls bezogen. Und als sie ausreichend benebelt waren, brachten sie das Bettgestell zum Stöhnen.

»Weißt du was?«, fragte sie hinterher und ließ die Finger auf seiner Brust spazieren. »Ich kündige. Das Modeinstitut kann mich mal. Ich näh ab jetzt Klamotten.«

Seine Schulfreundin hatte nach dem Abi Architektur studiert und im Kombinat für Wohnungsbau Raster für Plattenbauten entworfen. Dann war sie ans Modeinstitut gewechselt und ihres räumlichen Vorstellungsvermögens wegen für die Gestaltung von Gürtelschnallen eingeteilt worden. Aus Kostengründen wurde keine davon je produziert. Chic und Finesse standen nicht im Staatsplan.

»Ich könnte 'nen Laden aufmachen. Am Kollwitzplatz steht 'ne versiffte Bude im Erdgeschoss leer. Da müssen bloß die verfaulten Dielen raus, und die Elektrik ist total im Arsch.« Sie checkte seinen Bizeps. »Hast du Lust?«

Er hatte. Aber nicht auf den Ausbau schimmlicher Altbau-substanz.

»Ein wilder Ficker biste ja. Aber eigentlich auch 'n ziemlich lahmer Sack.« Sie knuffte ihn, dass es wehtat.

Als er ein quietschfideler Frischehemann gewesen war, hatte er vor Energie nur so gesprüht. Er hatte die Hinterhauswohnung mit Blick auf eine Brandmauer und einen schmalen Streifen Himmel in ein Paradies verwandelt. Er hatte Kohleneimer geschleppt, sich klaglos auf ein Etagenkle für drei Mietparteien gehockt und das Auf-der-Welt-Sein war traumhaft gewesen, denn die dunkelsten Jahre lagen da schon hinter ihm. Er hatte sie im Roten Luch verbracht.

Mit achtzehn war er zur Armee eingezogen worden. Da hatten die Beatles gerade im Gänsemarsch die Abbey Road überquert, und ihm war beim Nachrichtenbataillon 14 der beste Teil seiner Jugend abhandengekommen. Er hatte sich von einem Stabsfeldwebel mit Himmler-Haarschnitt anbrüllen lassen und vor einem gelackten Major salutiert, der sich während der Mittagspause mit der Kasernenfriseurin einschloss.

Mit zwanzig war er heimgekehrt und vom Anblick einer ledigen Mutter mit einem Säugling auf dem Arm derart verzaubert worden, dass er sie für eine Heilige gehalten und ihr einen Heiratsantrag gemacht hatte. Das war noch vor Eva gewesen. Die Gebenedeute war, wie sich bald herausstellte, aber nicht die Jungfrau Maria. Sie hatte lediglich einen Versorger für sich und ihren unehelichen Säugling gesucht. Er ließ seinen Namen in die offen gebliebene Vaterschaftszeile der Geburtsurkunde schreiben und wurde zum Platzhalter wie anno Null in Bethlehem der vertrottelte Zimmermann Josef.

Der kurzzeitige Wahnsinn war nach einem Jahr und einer Fünf-Minuten-Verhandlung im Stadtgericht für beendet erklärt worden, und er hatte sich geschworen, dass ihm nie wieder Ähnliches passieren sollte. Dann aber war Eva aufgetaucht. Und nach noch mal sieben Jahren war ihm die Betonplatte auf den Kopf gestürzt. Nein, er würde keine Boutique eröffnen. Auch nicht in Wuppertal.

Für die Heimfahrt nahmen sie den Umweg über die F96. Sie fuhren durch verschlafene Ackerbürgerstädtchen. Neustrelitz. Fürstenberg. Gransee. »Vergammelt! Verfallen! Verrottet! Ruinen schaffen ohne Waffen!«, schimpfte die gelernte Architektin. »Hier möchte man nicht tot überm Zaun hängen!«

Er war bei seinen Dienstreisen durch viele solcher Städte gekommen. Schäbige Unansehnlichkeit war das Marken-

zeichen des Landes. Beim Abschied versicherten sie einander, dass sie den Trip in die Zwanglosigkeit zu gegebener Zeit wiederholen sollten. Und als die Gürtelschnallenarchitektin davongefahren war, schien ihm das die ideale Form des Zusammenlebens: die komplett unverbindliche Liaison zweier nicht kompatibler Existenzen. Keine Erwartungen, keine Versprechen. Also auch keine Enttäuschung. An der Wohnungstür klebte ein Zettel. Sie wurden nicht angetroffen. Terminabsprache nur während der Sprechzeiten möglich. Deutsche Post. Fernmeldeamt.

Seit Stunden hätte er zu den Glücklichen gehören können, die über einen privaten Telefonanschluss verfügten. Doch er hatte den Monteur verpasst. Irgendwann aber, vielleicht schon bald, würde er den heißen Draht nach Übersee knüpfen. Und kein müder Nachbar würde im Bademantel danebenstehen.

4

Aus den Schornsteinen stieg Braunkohlenrauch in den Herbst. Die Mitarbeiter des Kultur-Journals hatten sich vollzählig an einem offenen Grab auf dem Waldfriedhof versammelt. Einer der ihren war gestorben. Der bärbeißige Kameramann, der älter aussah, als er war. Mit ihm zu drehen war aufreibend gewesen. Jede Einstellung hatte Zeit gebraucht. Es gab keinen Schnellschuss, kein unüberlegtes Draufhalten. Bei den Sitzungen grummelte er nur und ließ seine auskunftsfreudige Platznachbarin für ihn reden, eine konstant aufgedrehte und stets ein wenig zu laute Redakteurin.

»Ich hab mit dem X gesprochen«, sprudelte sie heraus. »Und mit dem Y. Und mit dem Z gleich mit. Die waren alle der gleichen Meinung: Machen! Und zwar sofort! Je länger wir warten, desto älter wird die Geschichte. Und irgend-

wann ist sie tot.« Der große Schweiger nickte, und sein Sprachrohr ließ weitere Satzkaskaden auf den Chefredakteur einregnen. »Wir brauchen eine Drehgenehmigung. Hier ist der Antrag. Du musst unterschreiben. Und den hier gleich mit. Der ist für den Giftschrank in der Unibibliothek. Wir kommen sonst nicht an die Protokolle. Und, ach ja, der Film wird auch länger als geplant. Sechzig Minuten mindestens. Eigentlich sogar neunzig!«

Der überwältigte Chefredakteur unterschrieb, womit die beredte Redakteurin und ihr schweisgsamer Kameramann für weitere Wochen, wenn nötig Monate, von der Zulieferarbeit für die Journal-Sendungen freigestellt waren. Sie hatten ihre Nische gefunden: die Kulturreportage um Mitternacht.

»Das war's dann wohl. Oder braucht ihr uns noch?« Schon waren sie aus der Redaktionskonferenz verschwunden, und Volontärin Charlotte zog sich den Aschenbecher ran, um die Redaktionsluft mit dem Qualm ihrer ungefilterten Karo-Zigarette zu verdichten.

Der Lange und er hatten selten mit dem großen Schweiger gedreht. Aber sie hatten sein stilles Einverständnis gespürt, wenn sie wieder aufgeregt dafür stritten, dass auch Nichtigkeiten wie die Witzbilder von den Humorseiten in eine Kultursendung gehörten. Nun war der wortkarge Mann endgültig verstummt. Er war daheim auf einen Küchenstuhl gestiegen, hatte sich eine Schlinge um den Hals gelegt und war gesprungen.

»Er konnte nicht mehr«, sagte seine Witwe. Depression. Ein klinischer Befund für ein tragisches Ende.

Wenige Wochen vor seinem Tod hatte der Schweiger den Langen und ihn zu sich nach Hause eingeladen. Sie waren überrascht, denn es gab keinen Grund für ein privates Treffen. Sie hatten bei ihm in der Küche gesessen und im Nachhinein war ihnen aufgegangen, dass sein letzter Blick wohl auf die Vogelvoliere gefallen sein musste, die fast den halben

Raum einnahm und in dem ein Schwarm bunter Zebrafinken tschilpte.

»Ich würde sie ja fliegen lassen. Aber draußen fressen sie die Raben«, hatte der Kameramann seine Gefangenen bedauert, und sie waren wie nie zuvor ins Plaudern gekommen. Er hatte ihnen von seiner Kindheit in Mecklenburg erzählt, wo er für die Dorfkinder der Polacke gewesen war. Seine Mutter war mit ihm am Kriegsende aus dem Warthegau geflüchtet, und ihm war ein Hauch von polnischem Dialekt geblieben. Der Aufnahmekommission an der Filmhochschule hatte der Polacke drollige Fotos mit Zackenrand vorgelegt. Hütejungen auf der Weide. Treckerfahrer, die unter Bäumen schliefen. Von da an hieß er der Bauer. Die Mutter einer Kommilitonin, die später und nach vollzogenem Geschlechtsverkehr mit einem Parteioberen Theaterintendantin werden durfte, hatte ihn bei einer ihrer Intelligenzija-Partys als Dorfdeppen vorgeführt, der beschämt kein Wort der Widerrede herausbrachte.

Nach dem Blick in seine Seele hatte der Schweiger seinen Vögeln Körner hingestreut und seinen Besuchern etwas gesagt, was wohl der Sinn der Einladung gewesen war. »Werdet nicht eitel.«

Fünf Jahre lang hatten der Lange und er am Ruf gearbeitet, frisch, frech und renitent zu sein. Darüber waren sie beste Freunde geworden. Wenn sie in den Barkas stiegen, weil im Zwenkauer Braunkohlrevier ein Barockschlösschen vor der Abrissbirne gerettet werden musste und nur ein Fünf-Minuten-Schnipsel im Fernsehen das Verderben aufhalten konnte, fühlte sich das furchtlose Doppel des Kultur-Journals aufgerufen. Doch sie hatten nie sonderlich tief gegraben, wenn es um ihre Ängste und ihr Seelenleben ging. Sie waren Männer. Die stellten sich nicht selbst infrage. Die teilten Fakten mit.

»Eva hat heute ihren Ausreiseantrag gestellt.«

Oder: »Meine Tochter hat Röteln.«

Die Antworten hießen: »Schöne Scheiße.«

Oder: »Wenn du was brauchst, sag Bescheid.«

Nun aber war ihnen etwas Angsteinflößendes begegnet: das Ende. Dass sie in unbestimmter Zukunft selbst in die Grube fahren würden, war kein Geheimnis. Aber nach dem Abschied vom Schweiger an einem regnerischen Novembertag ging ihnen das mit dem Sinn des Lebens durch den Kopf. Reichte es wirklich, wenn vom guten Willen, die Welt zu retten, ein einigermaßen unverlogenes Filmchen im Archiv des DDR-Fernsehens übrigblieb? Oder sollte man sich besser aufhängen, ehe einem aufging, dass das nur eitle Einbildung war?

Kommen Sie doch mal nach Halberstadt und sehen Sie sich um! Die Stadt geht zugrunde! Sie verfällt! Es ist ein Verbrechen! Ein einziger Skandal! Wenn Sie keine Angst vor der Wahrheit haben, gebe ich Ihnen alles, was Sie brauchen: Zahlen, Fakten, Namen!

Sie hatten das Schreiben der phlegmatischen Parteisekretärin entzogen, die für die Beantwortung der Zuschauerpost verantwortlich war. Der aufbrausende Ton des Briefschreibers hatte ihnen gefallen.

Halberstadt war, wo die Würstchen in der Dose herkamen. Im zarten Darm und fein geräuchert. Ihre Dienstreise begründeten der Lange und er mit Recherche: Halberstädter Denkmalpflege. Ihr Chef stimmte bedenkenlos zu. Seine Jungredakteure hatten bereits über Handwerker berichtet, die Kreuzgewölbe mauerten oder Kirchenfenster bleiverglasten. Diesmal schwebte ihnen anderes vor.

Vorm Halberstädter Bahnhof erwartete sie ein älterer Herr mit hochgeschlagenem Mantelkragen. Als er sie begrüßte, sah er sich um. »Wir sollten gehen. Man kennt mich hier!«

Ihr Informant war schwerhörig, fast taub. Seine vertraulichen Auskünfte schallten beim Eilmarsch durch die ver-

winkelte Innenstadt. »Sehen Sie sich das an! Das war mal eine gewachsene Stadt! Die hat den Dreißigjährigen Krieg überstanden. Die Pest! Fünfzehn Jahre lang haben wir die Weltkriegstrümmer weggeräumt, um sie wieder aufzubauen. Aber jetzt geht sie endgültig zugrunde.«

Er erklärte ihnen, dass die amerikanischen Fliegerbomben vor allem die Oberstadt getroffen hatten. Von deren prächtigen Patrizierhäusern war nichts übriggeblieben. Die ärmliche Unterstadt, wo das jüdische Viertel gelegen und die einfachen Leute gelebt hatten, war dem tödlichen Kahlschlag wundersamerweise entgangen.

»Das wahre Halberstadt«, nannte es der Mann mit dem hochgeschlagenen Kragen. Es hätte romantisch sein können, wäre es nicht so deprimierend gewesen. Die Mehrzahl der Häuser war unbewohnt. Scheiben waren eingeschlagen, Türen vernagelt. Einige Gebäude bestanden nur noch aus morschem Gebälk und Lehmsetzen wie Haut und Knochen. Dazwischen taten sich von Unkraut überwucherte Brachen auf.

»Taubenstraße 16! Einfach umgefallen! Judenstraße 7 bis 10! Erst baupolizeilich gesperrt, dann ein Haus nach dem andern abgerissen! Lichtengraben! Komplett leergezogen, die Ziegel von den Dächern geholt und die Häuser bewusst verrotten lassen! Und hier das neueste Verbrechen: Gröperstraße!«

Hinter einem Bauzaun ragte das Skelett eines Dachstuhls auf. Eine kahle Wand zeigte noch die Zimmeraufteilung des Eckhauses, das hier gestanden hatte. Es war von einer Planierdraht zusammen geschoben worden. »Das war der schönste Winkel der Stadt. Der war auf jeder Postkarte zu sehen. Das Rothenburg des Nordens haben sie Halberstadt genannt. Einen allerliebsten Irrgarten aus mittelalterlicher Zeit.«

Ihr Informant war leiser geworden. Der Anblick schnürte ihm die Kehle zu, obwohl er ihn doch jeden Tag ertragen musste.

Dass Lina ihn mit Nichtbeachtung strafte, war ihr nicht zu verdenken. Nun aber war ihre Professionalität gefragt. Er sprach sie nach der Redaktionssitzung an. Der Lange und er hatten das Kollegium davon überzeugt, dass es ihrer Sendung gut anstünde, die Umsetzung des Denkmalspflegegesetzes der DDR anhand eines konkreten Beispiels zu schildern. Fachwerk gäbe schöne Bilder. Obendrein wäre es lehrreich.

»Willst du dich einschleimen?«, fertigte sie ihn ab. Er lief ihr nach und schlug ihr einen Spaziergang vor. Sie könnten einen Kaffee trinken. Lina sah ihn verächtlich an. »Ich trinke Tee. Schon vergessen?«

Das hatte er nicht. Aber die Frage nach Kaffee war ihm weniger persönlich erschienen als die nach Tee. Teetrinken mit Lina war ein Ritual. Sie bevorzugte die Grusinische Mischung mit zwei Stückchen Kandiszucker. So hatte er ihn ihr morgens ans Bett gebracht. »Du kannst trinken, was du willst. Ich spendier sogar einen Eierlikör. Aber gönn mir 'ne halbe Stunde. Bitte.«

Sie ließ ihn zappeln, und er durfte im Redakteurszimmer warten, bis sich nach Dienstschluss die Büros und Flure leerten. Dann klopfte er beim Produktionsstab an. Lina war noch da.

»Mach schnell. Ich muss in die Oper.«

»Wir brauchen ein Team, das die Klappe halten kann.«

»Wollt ihr einen Porno drehen?«

»Nur die nackte Wahrheit.«

»Ach, Gottchen. Die Wahrheit? Du?« Sie schaute auf die Uhr. »Du hast noch zwei Minuten. Sonst schaff ich die S-Bahn nicht.«

Er sah, dass diverse Hefter in ihrer Tasche steckten, aber kein Handtuch, kein Trikot und keine Schläppchen. Zur Ballettprobe der jungen Tänzer wollte sie also nicht, und für die Abendvorstellung war es viel zu früh.

»Dann lass uns doch zusammen fahren.«

»Noch eine Minute fünfundvierzig.«

Er musste sich beeilen. »Was wir in der Sitzung abgelassen haben, war Stuss. Denkmalpflege in Halberstadt gibt's nicht. Aber wir können da nicht drehen, ohne dass es auffällt. Wir brauchen eine Tarnung und ein Team, das mitspielt.«

Lina schaute nun wenigstens nicht mehr nach der Zeit.

»Du bist die Einzige, der wir das zutrauen.«

Er sah sie an. Sie fragte nach Details, und er wusste, dass sie angebissen hatte. Sie fuhren doch noch zusammen mit der Bahn. Er stieg drei Stationen früher aus als nötig. So konnte Lina wie geplant nach Hause fahren, statt seinetwegen so zu tun, als müsste sie zur Oper.

Lina war einfach unschlagbar. Mit einem einzigen Anruf machte sie die Drehgenehmigung für den Halberstädter Dom fest. Hoch oben, von den Zinnen der gotischen Kathedrale, würde man die perfekte Sicht auf die Unterstadt haben, und niemand könnte kontrollieren, wohin der Kameramann mit dem Teleobjektiv zoomte.

Das Team war vertrauenswürdig. Der Kameramann war bekennender Hertha-BSC-Fan und hatte seinen einzigen Sohn nach einem Schlagermoderator des Frontstadtse senders RIAS benannt. Der Kamera- und Tonassistent war auch auf nachhaltigen Druck des Redaktionschefs nicht in die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft eingetreten. Und Lina hatte mit ihrem Pharma-Papa sowieso keinen ausgemacht staatskonformen Background.

In den USA war gerade ein Ex-Schauspieler zum vierzigsten Präsidenten gewählt worden, und in Peking stand die Viererbande vor Gericht. Da stieg an einem grauen Dezembertag ein Verschwörertrupp aus dem unverwüstlichen Barkas. Der Kameramann filmte freihändig. Er zielte auf fröhliche Schornsteinfeger und winkende Kindergartengruppen, um mit einem diskreten Schwenk die auffälligen Quartiere im Hintergrund ins Bild zu bekommen. Lina pflückte ein vom Nationalfeiertag übrig gebliebenes Papierfähnchen aus

einem städtischen Blumenkübel. Das klemmte sie in einen verwitterten Türbalken. Die Bildkomposition war manipulativ, aber eine kräftige Metapher.

Zum Ende des Drehtags rückten sie beim Rat der Stadt ein. Ihr Gesprächspartner sollte der Abteilungsleiter für Bau- und Wohnungswirtschaft sein. Doch der schickte lieber seinen Stellvertreter. Der Lange stellte die ersten harmlosen Fragen.

»Welchen Stellenwert hat die Denkmalpflege beim Bau-geschehen in Ihrer Stadt? Welche Objekte haben den Vor-rang bei Rekonstruktion und Instandhaltung?«

Der Kameramann drehte noch nicht. Er tat nur so und wollte kein Filmmaterial vergeuden. Erst wenn sich der Stell-vertreter warm geredet hatte und sicher fühlte, würde der geräuschlose Motor anspringen.

»Wir konzentrieren unsere Kräfte auf die Schwerpunkte Dom und Gleimhaus. Damit haben wir auch im inter-nationalen Vergleich Maßstäbe gesetzt.«

»Und die siebenhundert Häuser in der Unterstadt?«

Nun lief die Kamera. Das Kontrolllämpchen blinkte.

»Das sind, ähem, perspektivische Aufgabenstellungen.«

»Also gibt es einen Plan dafür?«

Der Stellvertreter rutschte auf dem Stuhl hin und her und suchte nach einer gefestigten Sitzposition.

»Nicht für die Gesamtheit.«

Der Lange schaute auf seinen Spickzettel und sprach sehr deutlich.

»Wir haben erfahren, dass zum Kriegsende noch die Hälfte der historischen Bauten in Halberstadt standen. Neuerdings heißt es aber, sie seien zu achtzig Prozent zer-stört worden. Haben Sie eine Erklärung dafür? Oder werden inzwischen auch die erst nach dem Krieg abgerissenen Häu-ser als Kriegsschäden gezählt?«

Es sprach für den Stellvertreter, dass er nicht aufstand und das Interview beendete oder einen Vorgesetzten rief. Er bat nur, die Aufnahme zu stoppen.

»Darf ich fragen, woher die Zahlen stammen?«

»Wir haben uns umgehört.«

»Bei unserem ehemaligen Stadtarchitekten? Hat er ihnen auch erzählt, wer in den fünfziger Jahren die neue Oberstadt geplant hat? Die genormten Wohnblöcke? Die vierspurigen Straßen? Das war er! Der Mann hat so viel alte Bausubstanz und so viele Bausünden auf dem Gewissen, dass er lieber den Mund halten sollte.«

»Aber den Zustand der Unterstadt erklärt das nicht.«

Die Kamera sprang wieder an, und der Stellvertreter hielt durch.

»Wir geben uns Mühe. Aber wir können nicht alles auf einmal schaffen. Der Wohnungsbau hat nun mal Vorrang.«

»Aber das sind doch auch Wohnungen, die man da verfallen lässt?«

Mit Verzögerung kam ein Ja. Der Kronzeuge vom Rat der Stadt hatte gestanden.

Für den Fall, dass einer der Stadtoberen auf die Idee käme, in den einschlägigen Hotels nach den dreisten Fernsehleuten zu fahnden, hatte Lina Zimmer in einer Jugendherberge gebucht. Im Speisesaal legte ein Schallplattenunterhalter auf, und die Teilnehmer diverser Schulausflüge verbrüdernten sich mit der einheimischen Jugend. Auf der Tanzfläche tummelten sich balzende Paare im Disco-Beat.

Lina machte einen Tisch fernab der Lautsprecher klar. An sinnvolle Konversation war nicht zu denken. Sie schrien einander zu, wie gut der Tag gelaufen war, und irgendwann schleppte der Kameramann Lina aufs Parkett. Er sah sie zum ersten Mal tanzen, und sein Blick hing an ihr fest. Er wusste, was er an ihr gefunden hatte.

Weder der Kameramann noch sein Assistent störten sich daran, dass ihr Redakteur vor dem Zubettgehen noch einmal verschwand. Das hatten sie schon auf früheren Dienstfahrten erlebt. Er klopfte an die Tür, hinter der er Lina vermutete.

»Suchst du mich?«

Am Ende des Flurs saß Lina auf einem Fensterbrett. Mondlicht fiel durch die Scheiben.

»Ich wollte mich bei dir entschuldigen«, begann er seinen Wiederannäherungsversuch. »Ich hab mich ziemlich beschissen benommen. Tut mir leid.«

»Wie lange hast du gebraucht, um dir das zu überlegen? Drei Monate?«

»Ich hab nicht mitgezählt.«

»Ich aber.«

Lina lächelte, aber nicht sehr überzeugend.

»Ich wollte dir nicht wehtun«, sagte er.

»Hast du aber.«

»Ich weiß.«

Sie schaute zum Fenster hinaus und zeigte ihr hübsches Profil.

»Weißt du, wo ich vorletzte Woche war?«

»Nein.«

Sie sah ihn an.

»Ich war krankgeschrieben.«

»Oh«, sagte er. »Was Ernstes?«

»Ich hab mir dein Kind wegmachen lassen.«

Nun sah er die Tränen.

»Mach dir bloß keine Sorgen. Mir geht's gut. Saugut. Wirklich.«

Eine irrlichternde Gestalt betrat den Flur.

»Wo is'n hier das Klo?«, fragte das betrunkene Mädchen.

Den Rest der Nacht verbrachten sie im geparkten Barkas. Fröstelnd, denn es war bitterkalt. Sie wärmten einander, und endlich war er ehrlich zu ihr.

»Du bist so eine tolle Frau, und ich wünsche dir so sehr, dass das einer mitkriegt, der dich verdient. Aber ich bin's nicht. Ich seh dich gerne an. Ich fass dich gerne an. Ich würde das auch immer wieder tun, und es wär' bestimmt

wunderschön. Aber wenn du nicht da bist ... dann fehlst du mir auch nicht.«

Sie war an seiner Schulter geblieben.

»Dir fehlt bloß deine Eva?«

»Auch.«

»Und was noch?«

»Mein reines Gewissen.«

»Ich wusste gar nicht, dass du eins hast.«

»Ja, ich bin ein Scheißkerl. Aber du hast es mir auch so verdammt leicht gemacht. Weil du so lieb warst. Zu lieb.«

»Die blöde Gans ist also auch noch selber schuld?«

»Du hast es ernst gemeint. Das ist alles.« Er stupste ihre kalte Nase. »Und ich hatte Angst vor dir.«

»Hä ...?«

»In der Nacht, bevor du ausgezogen bist, hab ich dich in der Küche kramen hören. Ich dachte, du kommst mit 'nem Messer rein und stichst mich ab.«

»Hätte ich mal. Aber ich hatte bloß 'nen Scheißhunger, und du hattest noch 'ne Büchse gezuckerte Kondensmilch im Kühlschrank. Den Lieblingsnachtisch von deinem Sohn. Irgendwann könntest du dir mal 'nen anständigen Dosenöffner zulegen.«

Im Morgengrauen sagte sie ihm, dass sie ihn nicht mehr liebte, kein bisschen, und dass er sie jetzt loslassen könne. Dann küssten sie sich ein letztes Mal, und es schmeckte gut. Trotz der durchwachten Nacht.

Am zweiten Drehtag stiegen sie auf den Dom. Der Kameramann wusste, was er zu tun hatte, und das Teleobjektiv tat seine Dienste. Überm Horizont zogen schwere Wolken auf. Spärliche Sonnenstrahlen glitten über die maroden Dächer der Unterstadt. Er trat an die Brüstung, um dem Blick der Kamera zu folgen. Auf einmal wurde ihm schwindelig. Halberstadt begann, sich um die eigene Achse zu drehen, und er schlug rücklings auf. Der Lange stellte ihn wieder auf

die Füße. »Das kommt davon, wenn man die Nacht durchmacht.«

Daheim maß er Fieber. Der Silberstrich im Thermometer stieg auf neununddreißigfünf. Er zitterte und war schweißgebadet. Die Grippe hatte ihn erwischt. Sicher würde er bald sterben. Er schlurfte benebelt durch die Wohnung und ernährte sich von Nudelsuppe aus der Tüte. Mit Schal und dicken Socken setzte er sich vor den Plattenspieler und sah die Hinterlassenschaft des Gitarristen durch. Der hatte während seiner Zeit in Ostberlin eine recht exquisite Rock- und Folk-Sammlung über die innerstädtische Grenze geschmuggelt. Die durfte er dank seines kanadischen Passes fast problemlos überqueren. Nun war der Kanadier weg. Aber Neil Young, die Stones und Jim Croce waren geblieben.

If I could save time in a bottle.

Er sang mit krächzender Stimme und kratzte die Reste gezuckerter Kondensmilch aus der Büchse. Er klemmte sich vor den Fernseher und schaltete sinnfrei zwischen den drei zur Verfügung stehenden Kanälen hin und her. Er zog die Spielzeuguhr im Kinderzimmer auf und kramte einen Schatz aus der Kommode. Ein dreißig Jahre altes, in Ehren zerfleddertes Micky-Maus-Heft.

Würde er je erwachsen werden? fragte er sich. Erwachsene wussten, was sie wollen. Die machten Pläne. Die steigen wieder aufs Pferd, wenn sie gefallen waren. Die ließen sich mit aufgerissener Hemdbrust erschießen und schwammen durch den Ärmelkanal. Er aber ließ sich treiben. Mit festem Gehalt, in einer fernbeheizten Bleibe. Er war ein wilder und obendrein unvorsichtiger Ficker, aber ein lahmer Sack. Was für ein luschiges Leben.

ERKLÄRUNG

Personen und Handlung dieses Romans sind weitgehend fiktiv. Die öffentlichen Begebenheiten sind weitgehend authentisch. Wer sich wiederzuerkennen glaubt und missverstanden fühlt, wird um Nachsicht für die künstlerische Freiheit gebeten. Akteure der Zeitgeschichte müssen sich damit abfinden, dass man sie erkennt.

DANKSAGUNG

Für Beistand, Rat und Lektorat danke ich von ganzem Herzen
Gabriele Banas.

ISBN 978-3-89793-403-0

1. Auflage

© 2026 verlag am park

in der edition ost Verlag und Agentur GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Satz: edition ost

Titelgestaltung: Buchgut, Berlin

Druck und Bindung: Sowa Druk, Warschau

26,00 Euro

Die Bücher des verlags am park und der edition ost werden von der Eulenspiegel Verlagsgruppe vertrieben

www.eulenspiegel.com